Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 14 (1910)

Artikel: Der letzte Abend
Autor: Preconi, Hector G.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-571572

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 23.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Heini-Joggel gehörte nicht zu denen, die sich untreu werden, und in seinem Hause duldete er keinen Willen neben dem seinen. Er war habgierig, gewiß, aber dessen schämte er sich nicht; er war vielmehr stolz darauf, wenn er es auch niemand sagte. Der Geiz war in seinen Augen eine Art Lebensprinzip und eine Tugend; er hatte ihn von seinem Vater übernommen, der ihm auf dem Sterbebette die Richtung fürs ganze Leben vorgezeichnet hatte.

„Dein Großvater," so hatte der Sterbende zu ihm geredet, „wohnte drunten im Dorf, im schönsten Haus; es steht noch und trägt unsern Namen in einem Balken über der Haustüre. Er ist durch die Schlechtigkeit seiner Nachbarn und durch seine Gutmütigkeit um Haus und Habe gekommen. Verspottet und verachtet zog er auf den mageren Lorenhof und ließ sich, um nicht verhungern zu müssen, zum Gemeindeförster wählen. Aber die Heini-Joggel gehören nicht auf die Lore; wir dürfen nicht ruhen, bis wir uns gerächt haben und wieder mitten im Dorf sitzen, woher wir kamen. Drum halte deine Sachen zusammen und schinde dich, wie ich mich geschunden habe, und gerät es dir nicht, so gerät es vielleicht deinem Sohn. Versprich mir's, so mag ich ruhig sterben!"

So der Alte. Für den Jungen aber wurde der Geiz, den die Natur vorsorglich schon in ihm gepflanzt hatte, die Erfüllung eines Gelöbnisses. Die Habsucht war bei ihm nicht jenes zwecklose, selbstquälerische, häßliche Laster armseliger Seelen; sie war ein Familiengesetz, ein beständiges Opfer für die Spätern, so wenigstens redete es sich der Förster ein. Er lebte nicht eigentlich sein eigenes Leben und sorgte nicht für sich selber; er betrachtete sich nur als Vater eines Sohnes, der wieder einen Sohn und einen Sohnessohn haben würde, und mit dieser Kette rechnete er wie im Grund jeder Bauer; denn wie sonst würde einer einen Baum pflanzen oder einen Wald anlegen, der vielleicht erst seinem Enkel nützen wird?

Heini-Joggel jagte also nach Geld, auf den mühsamen und wenig ergiebigen Wegen, die seiner kärglichen Natur entsprachen, und wer an seinem Tische saß und aus seinen Schüsseln aß, der mußte bei dieser Jagd mittun. Ging er aber draußen im Wald unter den Bäumen dahin, die sein Großvater und sein Vater gepflanzt hatten, da mochte es dem nüchternsten aller Gemeindeförster geschehen, daß er zu träumen begann. Er sah einen Heini-Joggel von der Lore mit stolzem Gang und erhobenem Haupt ins Dorf hinuntersteigen, den Fuß in das schönste Haus des Fleckens setzen und zu den Nachbarn sagen: „Da bin ich wieder!" Er sah ihn vor die Gemeinde treten und ihr mit kurzer Gebärde das schlecht bezahlte Försteramt vor die Füße werfen.

Der Heini-Joggel hatte sich in seinem Leben nur einmal verrechnet, unverzeihlich, damals, als er sich zum zweiten Male verheiratete und die junge Nähterin des Dorfes, ein schönes, aber zartes Mädchen heimholte. Die andern Burschen waren an ihr vorbeigegangen, weil sie ihnen für ihre großen Höfe und schweren Kärste nicht dienen konnte; er dagegen hatte sich gesagt: „Sie schneidert nach der Hochzeit weiter, bringt mir täglich Geld ins Haus, und mein Lebensplan wird der ihre sein!" Aber in der Zimmerluft, bei dem rastlosen Bücken über Röcken, Jacken und Hemden, bei dem lieblosen Leben fing sie an zu kränkeln und hinzusiechen. Jetzt lag sie schon fünf Jahre unten im Friedhof, und, um das Unglück voll zu machen, waren die beiden Töchter nach ihr geartet.

Noch nie hatte er das deutlicher empfunden als jetzt, und er haßte sie, und fast haßte er die Mutter unterm Erdboden. Seine ganze Hoffnung stand auf zwei Augen, denen des Sohnes.

„Ja, der soll es einmal zu Ende führen, er hat, gottlob, die Art dazu; aber helfen müssen wir ihm alle, da heißt es, sich beugen oder brechen! Sich beugen oder brechen, Adeli! Ich kann in Gottes Namen nicht helfen! Ich hab's meinem Vater gelobt, und er soll zufrieden mit mir sein, wenn ich einmal zu ihm hinüberkomme!"

Damit war er für diesen Abend mit sich im reinen. Er warf einen letzten Blick durchs Fenster, und seine Augen verschlangen noch einmal die breiten, mondbeschienenen Dächer der Scheunen, die soviel Reichtum und Wohlfahrt zudeckten; dann warf er sich aufs Bett.

(Fortsetzung folgt).

Der letzte Abend.

Nachdruck verboten.

Eine Erinnerung aus Kalabrien von Hector G. Preconi, Zürich.

Am frühen Morgen waren an den Baracken und auf den Türen der nur halb zertrümmerten Häuser weiße Zettel angeschlagen, und die Leute hatten davor gestanden, gleichgültig dem Anschein nach und dennoch erregt vor Neugier. Der kurze Name des Generals stand unter den wenigen Zeilen wie sonst; aber diesmal redete er nicht von Brot und Kleidern, von Arbeit und Unterkunft, er drohte nicht mit der Strenge unbekannter Gesetze, sondern er verkündete mit knappen Worten das Ende der schrecklichen Zeit. Am nächsten Tage sollte der Belagerungszustand aufhören. Die erste Station auf dem langen Wege in die Zukunft war

erreicht. Die Katastrophe gehörte schon seit vielen Tagen zur Vergangenheit. Die kleine Not des Tages und die große Sorge der Nacht zwang selbst die Mütter, die ihre Kinder verloren, zum Blick in die Wirklichkeit, die ringsum wie lauter Leben sich regte, verwundert über die Ruinen, aus denen überall noch die Verwesung rauchte.

So wurde der Tag zu einem stillen Feste, wo sich jeder der Zukunft freute, die ihn für das ungerufene Heldentum belohnen sollte. Soldaten und Offiziere rüsteten sich zur Rückkehr, und den Leuten vom Land war es, als wären ihre Häuser schon wieder gebaut, da sie nun selber sich regieren sollten wie sonst. Nur der Himmel schaute stumpf und trübe herab, und als es Abend wurde, setzte der Regen ein, leise und unaufhörlich.

Es war eine lange Fahrt von Reggio nach Norden. In Villa San Giovanni kamen die ersten Fremden von Messina herüber; auch für sie war die Zeit der heroischen Hilfe vorüber, und es kam die der Neugier. In Scilla blieb der Zug stehen, mehr als eine Stunde, während das drohend steile Schloß auf seinem Felsen im wachsenden Schatten immer dunkler wurde und fester, bis endlich drüben von der Insel her die zitternden Lichter der ungeborenen künftigen Stadt erwachten und die Nacht über Land und Meer sich senkte. Dann rollten wir weiter in die Finsternis hinein, an Lagerfeuern vorüber, an denen ein Soldat wachte, zum letzten Mal.

Rotes Fackellicht glühte endlich über dem kleinen Bahnhof, wo wir aussteigen mußten. Kein Zug konnte weiter, die Linie war zerstört; denn überall in Kalabrien waren auch die Berge ins Wanken gekommen. Es war fast niemand mehr im Wagen; dafür warteten so viele, daß der ganze Zug im Augenblick gefüllt war. Zwei Offiziere standen plaudernd bei der Lokomotive. Ich trat an sie heran und fragte den einen, der auf der Felduniform die Majorsabzeichen trug, wo das Militärkommando sei. Lächelnd winkte er dem andern, der bei Seite getreten war:

„Giulio, man braucht dich!"

Und dann wandte er sich zu mir:

„Der Herr Leutnant hat das Kommando."

Die beiden Offiziere umarmten sich, der Major stieg auf die Lokomotive, und der Zug fuhr mit seiner schweren Last von Leid und Armut wieder in die Nacht hinaus, nach Reggio zurück. Die Fackeln waren erloschen; als der letzte Wagen verschwand, wurde alles dunkel.

„Entschuldigen Sie," sagte nun der Leutnant, „der Major ist mein Vater. Jetzt stehe ich Ihnen zur Verfügung."

Wir traten in die hölzerne Baracke, wo beim Schein eines Oellämpchens der Bahnhofvorstand arbeitete und wo man alle Kisten und Koffern aufgehäuft hatte. Ich erklärte dem Offizier, daß ich unter seinem Schutze übernachten wolle, und zeigte ihm die Papiere der Regierung. Er setzte sich auf die Matratze, die den ganzen Haushalt des Bahnhofvorstehers ausmachte, und sann nach.

„Sie können bei der Mannschaft schlafen, im Stroh, wenn Sie wollen. Dort sind Sie sicher; es ist eine Baracke. Ich kann Ihnen auch ein Bett geben, neben dem meinen; aber es steht im Turbinenhaus, unter Mauern aus Stein. Ich weiß nicht, ob Ihnen das behagt . . ."

Während wir noch verhandelten, kamen die Soldaten, um den Leutnant zu holen, ein Korporal und ein junger Rekrut. Die Fackeln wurden angezündet, und im Regen gingen wir hinaus in die Dunkelheit, durch Schlamm und Wasser, an halbverfallenen armseligen Hütten vorbei, über eine neue hölzerne Brücke, bis sich endlich eine Tür vor uns auftat und der freundliche Glanz eines offenen Feuers erstrahlte. Wer nicht im Lande des Erdbebens war, der weiß nicht, wie heilig die Flamme ist und welch kostbares Gut der brodelnde Kessel, das Sinnbild der Familie.

Die Soldaten gingen hinein; der Leutnant führte mich aber an der Hand im Dunkel noch weiter und klopfte nach wenigen Schritten an eine Tür. Eine alte Frau öffnete und nahm uns die nassen Mäntel ab. Auf einem weißgedeckten Tisch brannte flackernd ein Oellämpchen. Sein Licht spiegelte sich in der glatten Fläche der Maschinen, die überall im Raume standen wie tote Riesen. Denn die Röhren waren gebrochen, die ihnen sonst lebendige Kraft brachten. Und zwischen ihnen drängten sich Kisten und Körbe, Koffern und feste alte Möbel, häßlicher Kleinkram und Werkzeuge der Arbeit, Fässer voll Oel und Wein, Papierballen, Matratzen und Küchengeräte, wie wenn Strandräuber die Beute eines gescheiterten Auswandererschiffes aufgehäuft hätten. Der arme Reichtum eines ganzen Dorfes war unter dem sichern Dache des Turbinenhauses vereinigt. Von den breiten ledernen Treibriemen hingen Kleider herunter und Wäsche.

„Hier können Sie schlafen," sagte der Leutnant. „Kein Mensch aus dem Dorfe getraut sich herein, nicht einmal die Soldaten."

Wir setzten uns an den Tisch, und die Mutter brachte Brot und Wein. Es war eine schöne alte Frau, und wenn sie in ihrer weichen Sprache redete und freundlich dazu lächelte, so fühlte man sich so sicher geborgen wie zu Hause. Dem Leutnant tat es fast leid, von den Menschen zu scheiden, für die er seit sechs Wochen lebte. Er hatte ihnen Hütten gebaut und zu essen gegeben, er hatte ihnen Mut eingeredet und ihre Händel geschlichtet. Es war eine Geschichte von stillem Heldentum, die er mir erzählte, sachlich und kurz. Dann sprach er mir von seiner Wissenschaft. Er war Ingenieur, und das Land ringsum, wo überall Wasser rauschte, sah er im Traum der Zukunft reich und glücklich, mit weißen lateinischen Städten, in denen endlich der Mensch Herr über das böse Schicksal werden sollte.

Die Mutter hatte eine große Schüssel auf den Tisch gestellt, eine dicke Suppe von Nudeln, Reis und Bohnen. Dann rühmte sie, daß sie auch Fleisch gefunden habe; denn zum letzten Male müsse der Herr Leutnant ein rechtes Essen bekommen. Er lachte und fragte:

„Warum kommt Angela nicht? Laß sie das Fleisch bringen; ich will sie dem Herrn zeigen!"

„Wenn Sie glauben, Herr Leutnant, ich will's ihr sagen."

Jedes Mal drang ein Windstoß herein, wenn die Türe aufging, und man hörte das Rauschen des Meeres und das eintönige Tropfen des Regens. Jetzt kam noch ein Lied herüber, abgebrochene Klänge, schön wie ein Strauß weißer Rosen, der dem Gefangenen durch die Gitter gereicht wird. Denn im Lande des Erdbebens

hatte ich alle Laute und Worte menschlicher Arbeit und Leidenschaft gehört; aber niemand mehr hatte gesungen. Da rief der Leutnant:

„Angela!"

Sie hatte die Türe schon geschlossen und trat an den Tisch heran, sichern und anmutigen Ganges. Die schwarze Tracht ließ den geschmeidigen Leib erkennen, in dessen streng geschnittenem braunem Kopf die Schönheit griechischer Rasse gesund und jung weiterlebte. Lächelnd grüßte sie; aber in ihren Augen lag eine scheue Wehmut. Kaum hatte sie die Platte auf den Tisch gestellt, so verließ sie uns wieder.

„Sie werden von der traumatischen Psychose gehört haben?" meinte der Leutnant. „Ich liebe das gelehrte Wort nicht; aber es sagt eine Wahrheit. Das Mädchen hat nie mehr ein Wort gesprochen, seit sie hier ist. Ihre Mutter hat sie in Reggio geholt, zwei Tage nachher ..."

Dann redete man wieder von der Katastrophe, bis die Mutter frischen Käse brachte und eine verkorkte Flasche mit vergoldeter Aufschrift. Der Wein war süß und dick. Wir tranken in kleinen Zügen, und als wir auf die Zukunft anstießen, wurden wir fast heiter.

Aber auf einmal schauten wir uns in die Augen. Es lag eine Spannung in der Luft, wie wenn aus der Erde heraus ein Gewitter hervorbrechen müßte. Eine unsagbare Angst ließ jedes Glied erstarren. Wochenlang hatten wir Tag um Tag die Warnung vernommen und wußten, was sie bedeutete. Aber wie der Soldat am Ende eines langen Krieges gleichgültig das Pfeifen der Kugeln hört und den Donner der Schlacht, so blieben wir ruhig sitzen und warteten. Der Leutnant sagte nur leise: „Schon wieder!" und dann schwiegen wir.

Da sauste eine ferne fürchterliche Windsbraut tief im Abgrund der Erde. Es war wie das Gebrüll eines überweltlichen Stiers, der umsonst den Ausweg aus dem Labyrinthe sucht, das ein Titan um ihn getürmt. Vor Jahrtausenden hatte ihm vielleicht ein Grieche gelauscht und sich in seiner Furcht den Höllenhund ersonnen.

Nun schüttelte der unterirdische Geist seine Fesseln, daß die feste Erde taumelte wie im tollen Fieber und jedes Gewicht und Gesetz gelöst und aufgehoben war. Die Gläser klirrten, der Tisch zitterte hin und her, wir hielten uns fest an den Stühlen, die wie ein Boot im Sturme schwankten. Die Lampe stürzte auf den Boden. Hoch auf schlug die Flamme, und in ihrem Schein sahen wir die steinerne Wand näherkommen und sich niederbeugen auf uns, als ob eine Riesenfaust sie von hinten zu Boden zwänge. Dann erlosch das Licht. Im Dunkel fühlten wir noch den Boden zittern, sekundenlang, wie ein verwundetes Tier in Todesangst bebt, bevor sein armes Herz stillsteht.

„Herr Leutnant! Herr Leutnant!"

Die Türe ging auf. Der Korporal kam mit einer brennenden Fackel, mit ihm zwei Soldaten, die Mutter rang die Hände und schrie zur Madonna. Der Auflauf und Lärm konnte nicht ärger sein, wenn wir sterbend unter den Trümmern lagen. Aber wir waren froh über das Licht und ließen uns gerne überreden, die zehn Schritte durch den Regen zu wagen, um in der sichern Baracke Wärme und Unterkunft zu finden.

Man hatte die Hütte über einem halbeingestürzten Hause errichtet. Die Mauern standen noch bis in Brusthöhe, und darüber ward ein neues Dach gezimmert. Ein mächtiger Herd füllte fast die Hälfte des Raumes; aber der Rauchfang ward zerstört, und das offene Feuer brannte auf der bloßen Erde. Dennoch war es wärmer da drinnen als in den leichten hölzernen Hütten, die die Soldaten erbauten. Das nasse Holz dampfte und knatterte, und der beißende Rauch hatte alles mit dickem Nebel umzogen, da er nur langsam durch die Spalten der Türe und die Ritzen im Dache ins Freie drang. Vor der Glut lag ein Haufen dicken Papiers, das man in der nahen Fabrik gefunden hatte. Man konnte es brechen wie Brot, und wenn man ein Stück davon ins Feuer warf, so brannte es mit heller Flamme wie eine Kerze auf und verzehrte gleichsam den Rauch zu seiner eigenen Nahrung. Es war wie im Felde um ein Lagerfeuer; aber gewiß waren niemals Menschen dankbarer um die Glut eines heimlichen Kamins versammelt.

Dem Leutnant und mir hatte man Stühle neben die Türe gestellt, weil da der Rauch am schnellsten sich verzog. Uns gegenüber auf dem Herde saß Michele, der Korporal, ein fester Mann aus den Alpen, hell und blond, mit breitem gutmütigem Gesicht. Neben ihm Angela, die ihre kleine Schwester fest an der Hand hielt. Links von uns saßen auf einer Bank die Mutter und eine uralte Frau, die leise vor sich hin betete. Auf der andern Seite kauerte neben zwei stummen alten Männern auf einem Balken vor dem Feuer der Bruder Angelas, Rosario, ein fünfzehnjähriger dunkler Bub, der auf jede Wendung des Gespräches achtete und lachend Witze und Flüche in der reinsten römischen Mundart hineinrief. Die Hälfte der Soldaten war aus der Hauptstadt gekommen, und der kluge kleine Kalabrese hatte leicht von ihnen gelernt. Einer davon lag weiter hinten auf dem Boden, und bei ihm ein Neapoletaner, fröhlich wie ein großes Kind. Schweigend saßen wir beisammen; denn jeder hatte genug zu tragen von der Müdigkeit des Tages und der Wochen.

„Hat der Herr unten Bekannte gesucht?" fragte mich die Mutter. Der Leutnant erklärte ihr, wozu ich gekommen sei: um überall nachzusehen und in den fremden Ländern zu erzählen, wie in Kalabrien die Häuser eingestürzt und die Menschen lebendig begraben worden seien, um alles zu berichten, was man getan habe, und den Leuten zu sagen, wo sie noch helfen könnten. Staunend hörte die alte Frau, daß meine Heimat weiter liege als Neapel, weiter noch als Rom ...

„Sagen Sie dort, wie gut der Herr Leutnant ist! Wenn nicht die Soldaten gekommen wären, so müßten wir verhungern. Er ist ein Heiliger, ein Engel Gottes!"

Die Leute im Süden kennen auch im Lobe keine Grenzen. Der Offizier lächelte wehmütig; aber im stillen freute er sich doch. Und eifrig versicherte er mir, daß alle dasselbe getan hätten, aber er habe mehr Glück gehabt als die meisten andern. Nur zweimal kamen die Herren aus Reggio zur Kontrolle, sonst befahl er und herrschte unumschränkt. So war es ihm gelungen, die Leute vom Dorfe zur Arbeit zu zwingen, und jetzt danken sie ihm dafür. Uebrigens habe er nicht viel zu tun gehabt.

„Wieviel Tote hat es hier gegeben?"

Die Mutter antwortete mir:

„Sieben Tote, Herr, alles alte Leute und ein kleines

Aloys Hugonnet, Morges. Walliserin aus dem Eringertal.

Kind. Wir haben sonst kein Licht am Abend und stehen früh auf, auch vor dem Tage. Als das Erdbeben kam, waren schon alle auf dem Land. Wir sind alle arm . . . Jetzt geht's uns besser. Nicht alle haben vorher jeden Tag gegessen; in den neuen Holzhäusern ist es warm und sauber."

„Und Ihr, habt Ihr keine Furcht gehabt?" fragte ich.

„Jesus Maria! Es war ganz dunkel, und da kam das Erdbeben! Es war wie das jüngste Gericht, und dann kam das Meer und der Wind, und niemand wußte etwas, und auf der Bahn sagten alle, Reggio sei ins Meer gesunken und Messina brenne."

Die Flamme war im Rauche halb erstickt. Die Stimme der Mutter klang im Dunkel ganz ferne, als erzählte sie halblaut ein Märchen für Kinder.

„Zwei Tage habe ich gebraucht, Herr, bis ich nach Reggio kam. Ich bin allein gegangen, die andern hatten genug zu tun. Es gab keine Straße mehr; denn der Berg war ins Meer gefallen. Ueberall waren die Häuser eingestürzt. Auf dem Meere fuhren die großen Schiffe ganz nah. Am ersten Tag waren es nur wenige, am andern kamen sie in langer Reihe. Alle fuhren hinunter nach Reggio. Am Strande standen die Männer stumm und die Weiber schrieen bei jedem Schiff. Aber keines wollte ans Land herankommen. In der Nacht kam ich spät in die Stadt und sah die vielen Schiffe, ganz hell von Lichtern im Hafen. Und als ich nach Angela fragte, gaben sie mir zu essen und legten mich auf ein Bett und ließen mich schlafen. Am nächsten Tag suchte ich viele Stunden lang, bis ein Offizier kam und mich auf ein Schiff brachte, wo ich endlich mein Kind gefunden habe, wie Gott es wollte und die allerseligste Jungfrau . . ."

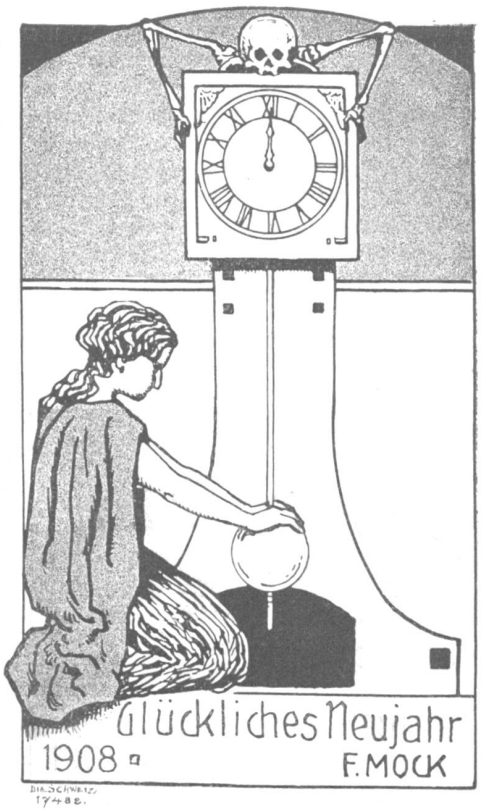
Die alte Frau schwieg. Die Soldaten gähnten. Sie waren müde, und die Geschichte hatten sie früher schon gehört. Der Neapoletaner fing leise an zu singen, ein Liebeslied mit zärtlichen Worten und einer weichen, sentimentalen Melodie. Angela hielt den Kopf in ihren Händen verborgen. Der Leutnant war ganz still, als ob er schliefe. Als Gennaro sein Lied beendet hatte, sprach niemand ein Wort. Mir war es, als säße ich allein bei der Mutter, die ich im Rauche nicht mehr sehen konnte, und ich fragte sie, wie man ein Echo fragt:

„Und wie war sie entkommen? Wie habt ihr sie hieher gebracht?"

„O Herr, warum wollt Ihr das wissen?"

Die Mutter seufzte leise. Dann sagte sie in klagend singendem Tone, wie der Priester in der Charwoche die Litanei betet, als wäre sie selber die Schmerzensmutter geworden:

„Nackt war mein Kind, Herr, nackt wie am ersten Tage!"



Und ruhiger fuhr sie fort:

„Sie hatten ihr nur einen Soldatenmantel gegeben, und so saß sie da, mein armes Geschöpf, und zitterte vor Kälte."

Es war so finster geworden, daß man Angelas Gesicht nicht sehen konnte; dennoch hätte es keiner gewagt, den Blick nach ihr zu erheben.

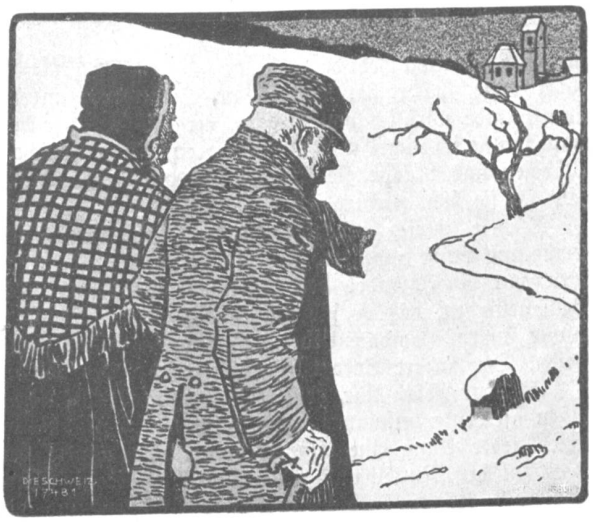
„Kein Wort wollte sie mir sagen," fuhr die Mutter fort. „Ich nahm sie bei der Hand und führte sie hieher, sicher durch alles Unglück hindurch, mit dem Beistand der Madonna . . ."

Wieder waren alle stille geworden. Der Leutnant nahm einen Bogen von dem festen Papier, brach es in Stücke und warf diese in die Glut, daß die Flamme höher aufloderte. Als es ganz hell geworden, fragte er den Korporal:

„Michele, willst du uns die Geschichte erzählen?"

Der Unteroffizier, der auf dem Herde saß neben dem stummen Mädchen, begann und redete zu mir:

„Ihr seid aus Reggio gekommen, Herr. Da habt ihr unten am Strand das Haus des Kabeltelegraphen gesehen, von dem nur noch die Mauern aufrecht stehen. Dort war ich, als das Unglück kam. Ich hatte Dienst in der Nacht und war wach geblieben. Zwei Jahre lang war ich in diesem Lande, und als der Schrecken begann, da wußte ich, was es war. Die Lichter erloschen, die Apparate zitterten, die Decke klopfte an die Mauern, als sollten ihre Balken einen Felsen sprengen. Es war so kalt, daß ich meinen Mantel umgeworfen hatte. Ich wollte hinaus, die Türe war von selber aufgegangen; aber als ich an die Schwelle stieß, hörte ich ein Krachen, und eine Staubwolke kam, zum Ersticken. Dann



Fritz Mock, Basel. Neujahrskarte (von 1903). 2

war einen Augenblick alles ganz still. Die Treppe war eingestürzt. Ich mußte zum Fenster hinaus, an den Eisenstangen hinunter. Als ich auf den Boden kam, liefen schon die Leute herum, und von allen Seiten hörte man schreien und klagen. Da sah ich auch im Halblicht das Mädchen. Ich kannte sie schon, sie diente beim Cavaliere neben dem Telegraphenamt, und jeden Tag führte sie das Kind spazieren. Wenn wir uns sahen, grüßten wir uns. Aber an jenem Morgen erkannte ich sie nicht..."

Michele hielt inne, als fürchtete er sich, weiter zu erzählen. Er hatte Angelas Hand ergriffen und hielt sie fest. Es war dunkel geworden, und wieder zwang der Rauch alle, die Augen zu schließen. Da fuhr er fort:

„Sie wissen, niemand hatte Zeit, sich anzukleiden. So konnte ich sie nicht erkennen, und erst als das kleine Kind, das sie im Arme trug, die Händchen gegen mich streckte und mich rief, da merkte ich, wer es war. Aber ich hatte keine Zeit, das Mädchen zu trösten und ihr den Mantel zu geben. Das Meer rauschte und siedete, und auf einmal heulte es, und da sah ich einen Augenblick eine Wand von Wasser, haushoch, auf uns zukommen. Ich konnte noch das Mädchen umfassen und mit der andern Hand den schweren Ring an der Türe packen. Dann flutete das Meer über uns, donnernd und tosend. Es war, wie wenn man uns gegen die Türe peitschte, und dann schlugen schwere Hämmer mir auf den Leib und den Kopf, ich weiß nicht, wie lange. Als es endlich aufhörte, lag das Mädchen ohnmächtig in meinem Arm; aber das Kind war nicht mehr da. Zwei Tage später hat man es am Strande gefunden, eine Stunde nördlich von Reggio, bei Villa. Aber damals konnte ich nichts tun. Ich legte den Mantel um das Mädchen und brachte sie auf das Torpedoboot. Dann hab' ich sie hier wiedergesehen ..."

Wilhelm Balmer, Basel (Bern). Neujahrskarte (Radierung).

Michele schwieg. Angelas Bruder hatte während der Erzählung müde zugehört. Jetzt lachte er laut; denn er hatte mit einer Nadel den Soldaten aus Neapel ins Bein gestochen, daß er jäh aufgeschreckt war. Gennaro mußte singen, Soldatenlieder und neapolitanische Canzonen. Der andere Soldat klimperte auf der Mandoline.

Es war zehn Uhr geworden. Zum letzten Male saßen die Leute beisammen, und durch die fröhlichen Abschiedslieder klang eine leise Wehmut. Da winkte der Leutnant der Mutter und redete mit ihr. Sie ging hinaus und brachte bald Wein, viele Flaschen und die Gläser dazu. Man trank schweigend; denn die Gemeinschaft dieser Menschen war in harten Wochen stark genug geschlossen worden, um sich auch ohne Worte auszudrücken.

Da stand auf einmal Michele vom Herde auf. Er hielt, als hätte er sie vergessen, immer noch Angelas Hand fest in der seinen. Erstaunt schaute der Leutnant auf ihn; denn es sah aus, als wollte der Korporal eine Rede halten, so verlegen lächelte er.

„Meine Herren," begann er, „morgen müssen wir fort. Aber vorher will ich euch etwas sagen. Dieses Mädchen da hab' ich gerettet und dann wiedergefunden, wie durch ein Wunder. Sie gehört zu mir. Herr Leutnant, sagen Sie der Mutter, daß sie mir das Kind gebe. In zwei Monaten verlasse ich den Dienst, und ich habe noch keine Frau. Und so will ich Angela heiraten, wenn sie will..."

Das Mädchen riß ihre Hand aus der seinen, bedeckte ihr Gesicht und schluchzte laut:

„Ja ... ja ... ja ... ja ..."

Es war ein Schrei von verzweifelter Freude, mit dem sie zum ersten Mal ihre Stimme befreite. Der Korporal legte seinen festen Arm um ihren Hals und schwieg. Er war froh, daß er so viel geredet hatte.

„Wenn Angela will," sagte die Mutter schüchtern zum Leutnant, als wär' er Micheles Vormund, „und wenn Sie denken, daß es recht ist, so kann ich nichts dagegen haben ..."

Der Leutnant hatte auch nichts dagegen; vielleicht hatte er alles das vorausgesehn. Der letzte Abend im Lande des Erdbebens wurde nun allen zum Feste der Hoffnung. Jede Müdigkeit war von uns genommen. Während Angela leise mit ihrem Bräutigam redete, lachten wir und tranken.

Nach einer Stunde hörte der Regen auf, und wir traten aus der Hütte hinaus an die Luft. Die Nacht war finster; es war wärmer geworden, und das Meer rauschte friedlicher. Kein Sternlein sah man am Himmel; aber die Menschen standen glückselig auf ihrem Boden und schauten voll Zuversicht in die Zukunft.

A. d. R. Wir wollen nicht verfehlen, im Anschluß an diese „Erinnerung aus Kalabrien" auf des gleichen Verfassers prächtiges, reich illustriertes Buch „Italienischer Sommer" hinzuweisen, das eben noch rechtzeitig auf Weihnachten, leider aber zu spät für die Besprechung im Verlage von Rascher & Cie. in Zürich erschienen ist. Da Hector G. Preconi eine selten intime Kenntnis von Land und Leuten besitzt, so bedeutet dies Buch eine wirkliche Bereicherung der Literatur über Italien. Wir werden demnächst darauf zurückkommen.